

Felix Möschlin schreibt einen Faschistenroman

Autor(en): **Nobs, Ernst**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **11 (1931-1932)**

Heft 6

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Forderungen der Open-Door-Internationale widersprechen unserer Fabrikgesetzgebung auch noch in andern Punkten, die wir, so wie sie geordnet sind, auf keinen Fall verschlechtern wissen möchten, auch wenn damit die scheinbare Zurücksetzung der Frau in der industriellen Arbeit behoben würde. Für sie sind die *Ueberstunden*, die die Behörden bewilligen dürfen, auf 140 Stunden im Jahr beschränkt; sie darf zu *Hilfsarbeiten*, die außerhalb der normalen Dauer der täglichen Arbeit gestattet sind, nur insoweit zugezogen werden, als sie kein Hauswesen zu besorgen hat, die bezügliche Arbeit nicht in der Nacht oder am Sonntag stattfindet und ihr in jedem Fall eine ununterbrochene Nachtruhe von elf Stunden gesichert ist. Beim *zweischichtigen Tagesbetrieb* ist die Mitwirkung der Frau in die Zeit von 5 bis 22 Uhr verwiesen, für den Mann aber von 4 bis 23 Uhr gestattet. Gleich verhält es sich bei bundesbehördlichen Bewilligungen für *Verschiebung der Grenzen der Tagesarbeit* (diese sind auf 5 bzw. 6 und 20 Uhr festgesetzt). Schließlich wären noch zu nennen die *Arbeiten, bei denen Frauen überhaupt nicht verwendet werden dürfen*, wie die Bedienung von Dampfkesseln, von größern Motoren, Dynamomaschinen, Hebezeugen, die eine größere Anstrengung erfordern, Transmissionen, Maschinen, die eine hohe Unfallgefahr aufweisen, usw.

Gegen alle diese Einschränkungen, die vernünftigerweise nur als gerecht betrachtet werden, richten sich die Bestrebungen der Open-Door-Internationale. Wir haben eine kleine Blütenlese aus ihrem Programm gegeben, dem die schweizerische Arbeiterin nicht verfallen wird. Wer auch nur ahnt, welcher unsäglichen Mühe und Kraft es bedurfte, um den Arbeiterschutz auf die bescheidene Höhe zu bringen, auf der er steht, wird es nur bedauern, daß einer übertriebenen Gleichmacherei wegen eine internationale Bewegung in Szene gesetzt wird, die mit einem Teil ihrer Forderungen dem Arbeiterschutz nur Schaden zufügen wird. Wenn wir ihr auch keine große Bedeutung beimessen, so war es doch am Platze, zu sagen, was die Arbeiterin bei uns von der Bewegung zu erhoffen hat. Wir haben, statt uns mit ihr abzugeben, alle Ursache, die Kräfte zusammenzuhalten, um das Errengene über die Zeit des wirtschaftlichen Chaos der Gegenwart hinwegzubringen.

Felix Möschlin schreibt einen Faschistenroman.

Von Ernst Nobs.

Wer das politische Schweizerbuch kennt, das Felix Möschlin vor ein paar Jahren seinen Mitbürgern zur täglichen Nutzenanwendung verschrieben hat, legt seinen Faschistenroman enttäuscht

zur Seite. Dort gab er sich als strenger Demokrat. Hier kommt er zum Befund, daß Demokratie eine platte, langweilige und abgetane Sache ist. Sie bringe Kompromisse und Männer durchschnittlicher Größe hervor. Der gewesene Demokrat Möschlin aber hängt mit kindlicher Bewunderung am blutbesudelten Gewaltkerl. Die Verbrechen, durch die er die Macht erlangt hat, zählen nicht. Ob Meuchelmörder und Söldlinge sein Werkzeug waren, ob in hundert Bartholomäusnächten seine Gegner gemordet wurden — er stand doch zuletzt als der Stärkste da. Wer der Stärkste bleibt, hat recht! Recht nicht bloß im Sinne des Erfolges, Recht auch in den Mitteln. Der Terror, den du übst, ist ein Zeugnis deiner Kraft! Ströme Blutes sind Zeugen geschichtlicher Größe! Eines nur ist wichtig: der Stärkste zu sein. Gewalt gleich Größe! Ein Hosianna dem Diktator!

Diese sehr primitive faschistische These hat Felix Möschlin anlässlich eines neueren Italienaufenthaltes sich angeeignet. Er hat den Versuch unternommen, sie in seinem neuesten Roman «Barbar und Römer» zu gestalten. Freilich steht im Zwielflicht dieses Romanschlusses irgendwo die Meinung, «daß im Faschismus eine Wahrheit ist und im Kommunismus eine andere und in der Demokratie eine dritte, doch nirgends die Wahrheit. Immer stärker wächst in ihm wieder der Glaube, daß es sich für jedes Volk darum handeln müsse, aus dem, was Vergangenheit gewesen, aus allem, was jetzt vom Geiste aus die Menschen bewegt, die neue Gemeinschaft zu bilden». Allein, was bedeutet eine solche zerblasene Bemerkung neben den vierhundert Druckseiten Gewaltanbetung, neben dem Hohn auf die «bürgerliche Verträglichkeit» in schweizerischen Landen, die keine «großen Männer» mehr hervorbringe. Größe im Möschlinischen Sinne eignet einem Benito Mussolini! Werdet wie er! Wie spießig eure feige, friedliche, kleinstaatliche Emsigkeit! Lauter Kleinbürger! Keinen einzigen Großen habt ihr unter euch! Keine Stürme und keine Katastrophen auf der Bühne! Und das heißt ihr politische Kämpfe?

So spricht Machiavelli im 20. Jahrhundert. Aber so sehr auch der Machiavelli am Zürichsee vermeinen mag, der Welt und insbesondere auch dem Schweizervolk eine neue Heilslehre zu verkünden, indem er sich zum Lobredner faschistischer Brutalitäten macht, so wird er doch immer nur der kleine Nachschwätzer des einstigen skrupellosen Fürstenratgebers, immer nur der bedientenhafte Lobredner Mussolinis bleiben. Seine Theorie bleibt die der Tyrannis aller Zeiten! Sie ist von der Geschichte längst gerichtet.

Felix Möschlin kann und wird sich nicht darauf hinausreden, der Dichter verpflichte sich keineswegs auf die politischen Ansichten seiner Phantasiegestalten. Diese Gesinnungslosigkeit darf man dem Verfasser eines faschistischen Tendenzromanes keinesfalls zutrauen. Das Lehrhafte tritt in diesem poli-

tischen Roman so sehr in den Vordergrund und liegt dem Verfasser so sehr am Herzen, daß darob die lebenswahre Modellierung der Hauptperson, die Glaubhaftmachung eines Menschen dieser Art, die psychologische Wirklichkeitstreue seines Handelns vernachlässigt und zum unmöglichen Zerrbild geworden sind. Der Dichter will den Leser glauben machen, daß ein stubengelehrter Gymnasiallehrer, Demokrat und Antifaschist, der als Delegierter seiner schweizerischen Regierung zu irgendeinem Kongreß nach Rom geht und schon bei der ersten Berührung mit Italien und Mussolini in Verzückung gerät, ein Attentat gegen den Tyrannen plane. Das vermag kein aufmerksamer Leser zu glauben. Hier klafft der unerträgliche Widerspruch, der sich durch die Hunderte von Seiten fortsetzt. Wo der Dichter Spannung befiehlt, verweigert der Leser ihm die Gefolgschaft. Hier berühren wir denn auch den tiefsten künstlerischen Mangel des Buches: dieser Dr. Martin ist kein Antifaschist und war nie einer. Die Entwicklung der Romanhandlung ist darauf angelegt, zu zeigen, wie der Demokrat, je länger er in Italien weilt, seine frühere, vorgefaßte Meinung über den Faschismus ändert und sehr geschwind aus einem Gegner zu seinem Bewunderer und insbesondere auch zu einem verzückten Bewunderer des Diktators wird. Gleichzeitig erfordern aber Anlage und Steigerung der Romanhandlung, dem Leser glaubhaft zu machen, daß dieser neue Verehrer des Faschismus die Ermordung des Duce vorbereite, wozu ihm dessen zweimaliges Erscheinen vor der Konferenz Gelegenheit böte. *Dieses Spielen mit dem Attentat steht in unvereinbarem Widerspruch zu der ganzen gegenteilig gerichteten politischen Entwicklung des Mannes, der das Attentat ausführen soll!* So erscheint uns denn die Tellentat schon bei der ersten Erwähnung der Absicht als unwahrscheinlich, und je mehr wir nach dem Willen des Dichters daran glauben sollen, daß der Geßler-Verherrlicher zum Tyrannenmörder werde, desto mehr sträubt man sich dagegen, dieser psychologisch unmöglichen Zumutung zu folgen. Hier in den Fundamenten der Romankonstruktion, in der Anlage der Handlung liegt die Schwäche des Buches. Hier die Ursache seiner Mattigkeit, seiner Unwirklichkeit und Unwahrhaftigkeit. Es kommt selbstverständlich zu keinem Attentat, und was der Held des Buches schließlich in ein paar wenigen Sätzen als neue politische Weisheit verkündet, das klingt neben den Hunderten von Seiten der Verherrlichung der Faschistenherrschaft so dünn und so wenig überzeugend, daß es neben den enthusiastischen Elogen des Faschismus nicht aufzukommen vermag. Darum identifizieren wir den Dichter mit seinem Werk gerade in dessen politischem Gehalt. Mit jener gleichen Ahnungslosigkeit erlebt er das faschistische Italien, wie vor ein paar Jahren Bernhard Shaw es erlebt hat. Wie dieser, kommt auch Möschlin als Faschistentrompeter zurück. Bernhard Shaw hat es mit seinem

Besuch in Rußland ganz gleich gehalten. Felix Möschlins Buch enthält Andeutungen, die vermuten lassen, Möschlin würde nach einer Russenreise einen ebenso begeisterten Bolschewiken-Hymnus anstimmen wie jetzt seinen Faschisten-Panegyrikus.

Dichter dieser Art vergessen, daß der weitaus größte Teil ihres Leserpublikums geneigt ist, gerade auch die politische Seite solcher Dichtungen — und besonders wenn diese politische Seite noch mit starkem propagandistischem Nachdruck vertreten wird — *ernst zu nehmen*. Diese Situation mit ihren unabsehbaren weiteren Folgen müßte den politischen Dichter, den wir als solchen gar nicht verpönen, wenigstens zur Verantwortlichkeit zwingen und ihn darum veranlassen, *den Stoff auch nach seiner politischen oder volkswirtschaftlichen Seite zu meistern*. Davon finden wir nun aber gerade in Felix Möschlins Italienbuch nicht die Spur. Dieser Dr. Martin, für den man in diesem Fall den Dichter selber nehmen darf, hält sich für einen Antifaschisten, ohne es zu sein. Ahnungslos wie nur irgendein Dutzendreisender, ohne die unerläßliche Kenntnis der Wirtschaft, der Politik Italiens und seiner jüngsten Geschichte-epoche, ohne die mindeste Kenntnis der neuesten antifaschistischen Literatur fährt er durch den Gotthard und ist bald nach dem Ueberschreiten der Grenze erstaunt, den Himmel blau zu finden und arme, ausgehungerte Proletarier lachen zu sehen. Den blauen Himmel und die Proletarier, die trotz ihres Elends noch ein Stück Heiterkeit der Seele bewahrt haben, schreibt er dem Faschismus zugute. Und so findet er nun alles, was er sieht und hört, gut und schön, und ist dabei immer überzeugt, alles, was ihn erfreut oder staunen läßt, die Pracht eines südlichen Gartens so gut wie die Kunstschatze in den italienischen Museen und Kirchen — dem Faschismus zu danken. Angesichts der Scharen zerlumpter Kinder in einem Elendsquartier des alten Rom gerät er in Enthusiasmus über die faschistische Geburtenpolitik. Er vergißt völlig, sich an Hand der Statistik davon zu überzeugen, daß Italiens Geburtenziffer *tatsächlich fällt*. Er vergißt ganz und gar, daß der Kindersegen der stinkigen Tuberkulosegäßchen mit dem Faschismus weniger zu tun hat als mit dem Klerikalismus. Dieser Herr Martin — Möschlin beweist, daß er nicht einmal sein eigenes Land kennt. Seiner Oberflächlichkeit entgeht, daß das Bild der massenhaften, ganz und gar zerlumpten, schmutzigen und dabei doch singenden und herumtollenden Stadtjugend in der Unterstadt von Jean Marie Musys Freiburg gerade so gut und gerade so allgemein anzutreffen ist wie in Rom. Dieser Dichter Möschlin und sein Schweizer Delegierter Martin haben sich von faschistischen Beamten ungeheure Leistungen auf dem Gebiet der Agrarmelioration vormachen lassen. Sie wissen nicht, wieviel Bluff und wieviel Wahrheit daran ist. Ihnen scheint auch ganz entgangen zu sein, wie ein anderer schweizerischer Lobredner

dieser faschistischen Meliorationen — es war kein Geringerer als Professor Laur — von einem Kenner der italienischen Verhältnisse heimgeschickt und durch amtliches italienisches Tatsachenmaterial glatt widerlegt worden ist. Was die Sforza und Nitti, die Matteotti, Nenni, Turati und hundert andere geschrieben haben, das ist ihm alles unbekannt geblieben. Der brave Schweizerdemokrat Felix Mösclin hat von den Bassanesi und Salvemini, den Bassi und so vielen anderen antifaschistischen Kämpfern nichts gehört! Nichts von dem heldenhaften Widerstand jener Hunderttausende von Italienern, die trotz allem Faschismus, trotz Verbannung und Zuchthausjustiz ihren demokratischen und sozialen Idealen Treue bewahren! Nichts vom wachsenden Widerstand sehr zahlreicher Intellektueller, der eben erst noch den Diktator veranlaßt hat, sämtlichen Hochschullehrern den Unterwerfungseid aufzuerlegen! Vom Heroismus jener Massen, die das neue italienische Risorgimento erwarten und es durchführen werden, weht nicht ein Hauch durch das Buch des Schweizerdemokraten Mösclin. Er ist so verblendet, daß er keine geschichtliche Perspektive, keine Entwicklung in ihrem weiteren Zusammenhang und ihrer eigenen Dialektik zu erfassen vermag. Mösclin kennt nicht das Schicksal aller Reaktion und Konterrevolution. Ihm unterläuft der unverzeihliche Irrtum, das, was augenblicklich gebieterisch und mächtig dasteht, auch für geschichtlich groß und dauerhaft zu halten.

Ein Conrad Ferdinand Meyer mit seinem schärferen Blick für geschichtliches Geschehen hat (in «Huttens letzte Tage») die **Anmaßungen** des geistlichen Rom mit dem zornigen Zweizeiler gepeitscht:

Sag ich es kurz und klassisch, was ich sah
am Tiberstrom? Cloaca maxima.

Felix Mösclin jedoch, der neueste Romfahrer unter den Schweizerdichtern, wird in Rom zum knierutschenden Verherrlicher dessen, der die Anmaßung hatte, durch einen faschistischen Syllabus und durch die Proklamierung seiner politischen Infallibilität eine ganze Welt herauszufordern. Das ist die Größe, die einem Felix Mösclin imponiert. Wie Italiens Dichter und Kämpfer, wie seine wirklich Großen über die Tyrannei gedacht haben, wie Italiens Geschichte selber die Tyrannis abgeurteilt hat, das hat der Bewunderer des Schlächters vergessen. Vergessen auch, daß ein italienisches Wort heißt: Senza libertà, non vi è grandezza! Ohne Freiheit — keine Größe.